Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 33 (1929-1930)
Heft: 21

Artikel: Demokratie
Autor: Marti, Fritz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671600

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Tot ist ihm das Weltgepränge,
Eines Irrlichts flüchtiger Schein;
Ob die Klause trüb und enge,
Gehen Engel aus und ein.
Daß ihm, frei von leerem Klang,
Neu die Erd' ein Himmel werde
Und der Himmel eine Erde,
Ist ihm Speise lebenslang.

Andacht leiht ihm hohe Kunde,
Alle Worte tief und klar,
Und am liebevollen Munde
Hängt ihm seiner Enkel Schar.
Was er segnend ihnen spricht:
„Wie den Frommen ewger Frieden,
Armen Überfluß beschieden,"
Strahlt von seinem Angesicht.

Häupter, hoch in Schlacht und Siegen,
Beugen nun sich der Gestalt;
Seinem Wort muß unterliegen
Ihres Bruderkriegs Gewalt.
Heil ihm, der das Vaterland
Hat der Todesstund entnommen;
Heil der Zeit, wo an den Frommen
Sich ein solcher Glaube fand!

Noch gesegnet ist die Stätte,
Wo sie ihn zur Gruft gesenkt;
Wo der Pilger mit Gebete
Solchen heilgen Wandels denkt.
Aus der Gruft noch ruft sein Wort:
„Wer sich selber hat bezwungen,
Ist zum höchsten Sieg gedrungen;
Eintracht bleibt des Landes Hort!"

Demokratie.*)

Von Fritz Marti.

Es gab eine Zeit, sie liegt gar nicht so weit zurück, da fühlte sich jedes Jüngelchen, das kaum fest auf seinen dünnen Beinchen stehen konnte, das aber seinen Nietzsche gelesen hatte, wichtig und groß in seiner Verachtung der „Vielzuvielen". Mochte es selbst auch der Vielzuviele sein.

Indessen, auch meine Schulkameraden und ich, wir waren lange bevor wir Nietzsche gelesen, ja bevor wir eine Ahnung von dem Philosophen hatten, mit unserer Demokratie nicht recht zufrieden, aber nur, weil sie uns zu wenig demokratisch war. In unseren eifrigen politischen Diskussionen fanden wir nämlich, infolge eines vor unseren Augen liegenden Beispiels, unsere Republik sei eigentlich nur eine größere Zahl kleiner Monarchien, in denen einzelne hervorragende Männer, manchmal auch nur Demagogen, die Rolle von Königen spielten. Wir ahnten nicht, welches Lob wir mit diesem Vorwurf eigentlich der Demokratie spendeten. Heute wäre die Versuchung dazu weniger groß.

Zwar ist die Jugend am eilfertigsten und strengsten in der Kritik. Jedoch auch später, als wir reifer und einsichtiger geworden, gab es Zeiten, da unser Glaube an die Vortrefflichkeit und Berechtigung der reinen Demokratie eine Prüfung zu bestehen hatte. Jeder ernste Volksfreund und Patriot macht solche Stimmungen durch in Zeiten, da die Schattenseiten der Demokratie gar zu grell, ja verhängnisvoll hervortreten und ihr Licht verdunkeln. So, wenn notwendige Fortschritte trotz allen Anstrengungen der Besten immer und immer wieder am Volkswillen scheitern und nicht zu verwirklichen sind, wenn das Volk bloß nach der Pfeife von Demagogen tanzt und sich für ihre selbstsüchtigen Zwecke mißbrauchen läßt, oder wenn in seiner Auffassung und seinem Begehren ein großes Mißverhältnis besteht zwischen den Rechten und Pflichten, die die demokratische Staatsform dem Souverän nun einmal verleiht und auferlegt. Ja, bei gewissen Erscheinungen und in der Anwandlung einer besonders pessimistischen Stimmung denkt etwa der Patriot sogar an die Demokratien der Vergangenheit, die an den Fehlern ihrer Bürger zum Teil nach kurzer Dauer zugrunde gingen — er denkt an das herrliche Athen, an das mächtige römische Weltreich und die ruhmvolle alte Eidgenossenschaft. In solchen trüben Stunden sagt er sich, daß es ein Irrtum wäre, anzunehmen, die demokratische Staatsform sei schon an sich die idealste, die jeder Monarchie vorzuziehen sei. Sie kann im Gegenteil, wie die Geschichte lehrt, statt zur Wohlfahrt, zur Plage werden. Und sie wird es, wenn in ihr Rechte und Pflichten des Volkes nicht im Einklang stehen, wenn die Bürger weder durch eine genügende Bildung noch durch ihre übrigen Umstände imstande sind, einerseits von ihren Rechten einen würdi-

*) Aus: Lichter und Funken, Ausgewählte Feuilletons von Fritz Marti. Verlag Orell Füßli, Zürich.

Partie aus Grindelwald. Hinten der Eiger. Phot. P. Tschannen, Zürich.

gen Gebrauch zu machen, anderseits ihre Pflichten entsprechend zu erfüllen, wenn die Demokratie zu einem Zerrbild, zur Demagogen- oder Pöbelherrschaft wird. Demokratie ohne die Grundlage einer allgemeinen, stetig wachsenden Volksbildung ist daher ein Unsinn, fast ein Verbrechen.

Die Hebung der allgemeinen Volksbildung ist und bleibt daher die erste und höchste Pflicht der Demokratie. Wenn sie ihr Ideal erreichen oder sich ihm immer mehr nähern soll, bleiben ihr jedoch noch andere, kaum weniger wichtige Pflichten zu erfüllen übrig. Wenn die genannte Gefahr ausgeschlossen sein soll, daß die Demokratie weder je Demagogen- noch je Pöbelherrschaft werde, genügt es nicht, daß das Volk die weitgehendsten politischen Rechte besitze, sondern es ist nötig, daß es sie auch wirklich ausübe, auch ein Interesse habe, Pflichten wie Rechte in gleichem Maße zu erfüllen und auszuüben. Dies ist aber nur möglich, wenn das Volk nicht bloß in Masse ist, sondern wenn diese Masse aus möglichst selbständig denkenden Individuen, aus wahren Bürgern besteht, die edlen Bürgersinn, den stolzen Unabhängigkeitssinn des Freien haben. Am Sklavensinn des Volkes sind die alten Republiken zugrunde gegangen. Wahre Freiheit kann aber nicht bestehen ohne ein gewisses Maß ökonomischer Unabhängigkeit. Armut und Sorge brechen gar leicht den stolzesten und edelsten Sinn.

Zwar sagte ein alter eidgenössischer Oberst, der längst im Grabe vermodert ist, jeweilen zu den Rekruten, wenn sie in Reih und Glied standen, jeder von ihnen, auch der ärmste Teufel, müsse einen Stolz haben, als ob er eine Million in der Tasche habe. Das ist aber leichter gesagt als befolgt.

Die eingangs erwähnten jungen Leute, die ihren Nietzsche so schlecht verstanden und sich über das „Volk" so hoch erhaben fühlten, hatten offenbar keine Ahnung davon, woher das Brot kommt, sonst hätten sie nicht an die verachteten Menschen zugleich Ansprüche gestellt, als ob ihre Speise ihnen wie das Manna vom Himmel fiele, oder als ob sie wie Götter auf goldenen Stühlen, von keiner Notdurft beschwert, in ewi-

ger Heiterkeit sich ihres Daseins freuen könnten. Aber auch wir Jungen, die wir genau wußten, woher das Brot kam, weil es oft nicht kam, wir vergaßen in unserer Kritik der Demokratie die Verhältnisse, unter denen ein großer Teil des getadelten Volkes lebt und seine Bürgerpflicht erfüllt.

Der Hunger ist ein grausamer Gebieter, der wohl unerbittlich Gehorsam verlangt, sich aber nicht darum bekümmert, wie die Menschen dies fertig bringen. Vermag, wer in Wohlhabenheit oder gar Reichtum aufgewachsen ist, dessen täglich ein reiches Tischleindeckdich harrt, vermag der zu ahnen, was das Gespenst des Hungers bedeutet, und welche Kräfte des Geistes und des Körpers vom Volk der Unbegüterten, der Armen, die von der Hand in den Mund leben, in dem Kampfe gegen dieses Gespenst verzehrt werden? Was soll unter diesem Drucke der Not und der Sorge noch an Kräften übrig bleiben für ein geistig freies, mit den Blüten der Kultur geschmücktes Dasein? Ist es nicht geradezu ein Wunder, daß das arme, gedrückte Volk mit solcher Liebe an seinem Vaterlande hängt, mit größerer, als viele, die darin freiere Lüfte atmen, daß, wenn es das weiße Kreuz im roten Feld flattern sieht, sein Herz schwillt vor Freude und Begeisterung? Aber einen freien, über die eigene Lebensnot hinausreichenden, nicht von selbstsüchtigem Interesse getrübten Blick, wie ihn oft nicht einmal die auf des Lebens Höhen haben, darf man von denen in seiner Tiefe nicht verlangen.

Männerstolz von Königsthronen muß nicht leicht sein, da er so selten zu finden ist. Wie viel schwerer muß er sein gegenüber Hunger und Not! Wie aber vollends das Gespenst der Arbeitslosigkeit, wie Not durch Krankheit oder Unglücksfall den stolzesten Sinn brechen, den kräftigsten Menschen zermürben, die edelste Gemütsart in Gift verwandeln, das braucht nicht ausgeführt zu werden und kann nicht geschildert werden. Der Glückliche und Selbstsüchtigste kann es kaum ahnen. Wieviel Vaterlandsliebe und edler Bürgersinn gehen an der Not zugrunde. Eine Demokratie, die ihren schönen Wahlspruch „Einer für alle, alle für einen" wahr machen, ihn nicht als bloßes Dekorationsstück betrachtet wissen will, hat daher die selbstverständliche Pflicht, sich auch um die materielle Wohlfahrt ihrer Bürger zu kümmern, sie hat vor allem die Schwachen vor der schlimmsten Not und gar vor dem Untergang zu schützen, damit auch sie sich als gleichberechtigte und freie Bürger ihres Landes fühlen, ohne das drückende Gefühl der Almosengenössigkeit, das selbst mit dem besten nun einmal in der Demokratie unmöglich gewordenen ehemaligen patriarchalischen Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter oft verbunden war.

Das Volk und der Staat, die dem einzelnen Bürger durch den Schutz vor der schlimmsten Not ein gewisses Maß von Unabhängigkeit verleihen, sie werden davon selbst den größten Gewinn haben. Denn welch herrliche Erscheinung muß diese Demokratie sein, die aus aufrechten, nicht von Not und Sorge gedrückten, sondern sich als Freie fühlenden Bürgern besteht! Wie werden sich in den nicht mehr vor dem Gespenst der schlimmsten Sorge zitternden, von Haß vergifteten Seelen die Tugenden, die vielen Kräfte entfalten, die bis jetzt umsonst nach dem Lichte schreien. Wieviel größer wird die Liebe zum Vaterlande und die Anteilnahme an seinen Geschicken derer sein, die sich infolge ihrer Not als Stiefkinder der Helvetia fühlten und grollend beiseite standen! Welch wunderbares Spiel der Kräfte muß sich in der Demokratie entfalten, wenn alle Bürger ohne Ausnahme freudig ihre Pflicht erfüllen! Auch für die edlen Kinder des Glücks, denen bis jetzt die Not des Mitmenschen der Tropfen Gift im Freudenbecher sein mußte, wird die Lust zu leben inmitten eines freien und tüchtigen Volkes noch größer werden. Wie werden sich vollends Kraft und Lust aller einzelnen und des Ganzen steigern, wenn nicht nur das Mindestmaß sozialer Pflicht erfüllt, wenn nicht nur für Tage der Krankheit und des Unglücks gesorgt wird, sondern die körperliche und moralische Gesundheit des Volkes gehoben wird, ferner durch die wichtige Wohnungsfürsorge, durch die Sorge für das Alter! Wenn wir, die wir aus dem sozial fortschrittlichsten Volke zu einem rückständigen geworden sind, wenigstens mit dem Unerläßlichsten anfangen.

Dieses Ziel, dieses herrliche Ideal einer Demokratie ist wohl einige Opfer wert. Denn ein Volk, das seine sozialen Aufgaben und Pflichten erfüllt, das seine Bürger zu freien Männern macht, ein solches Volk wird, mag es noch so klein sein, so stark und groß, daß es niemals untergeht!